

MAUER MIT BANANE

1 Am Morgen des 9. November 1989 wurden meiner Mutter in einer komplizierten Operation die zertrennten Sehnen der rechten Hand genäht. Damit zusammenwächst, was zusammengehört. Als sie aus der Narkose erwachte, waren alle Fernsehprogramme unterbrochen und an den geöffneten Grenzübergängen floss der Sekt bereits in Strömen. Mein Vater verpasste das alles, weil er auf einem Jazz-Konzert war. Als er gegen drei Uhr nach Hause kam, legte er sich sofort ins Bett. Ich weckte ihn um sechs per Telefon mit den Worten: »Papa, mach dir keine Sorgen, ich bin im Westen.« Ich hatte den Abend auf der Abschiedsparty von Freunden verbracht, die den Nachtzug nach Prag nehmen wollten. Ihre Sachen waren gepackt, die Möbel verkauft und der Rest verschenkt. Go West. Wir waren nochmal kurz am Ostbahnhof vorbeigefahren, um das letzte Geld in Kronen umzutauschen. Ich wartete so lange im Auto und hörte RIAS. »Die Mauer ist offen. Der Ost-Berliner Parteichef Günther Schabowski hat am Abend bekannt gegeben ...« Ich reagierte nicht. Aus dem Radio überschlugen sich die begeisterten Stimmen der Berliner und das Hupen der Trabis. Der Moderator weinte vor Rührung. Bei mir regte sich nichts. Ich hatte ein Blackout. Bis heute

55 Die neue Reisemöglichkeit nach Westberlin war mir egal. Die Mauer hatte für mich vor allem symbolische Bedeutung. Was sie am wenigsten beschnitt, war meine Bewegungsfreiheit innerhalb Berlins. Ich kannte da sowieso niemanden. Ich kannte überhaupt keinen einzigen Westdeutschen. Nur ausgereiste Osis. Und die waren alle weit weg. Lediglich Pierre, ein französischer Freund, wohnte seit zwei Jahren in Kreuzberg. Wir hatten ihn Mitte der Achtziger zufällig kennen gelernt und seitdem Kontakt gehalten. Als Alliiertes konnte er problemlos pendeln. Er war sehr oft im Osten. Die ganze Stadt war für ihn eine riesige aufregende Spielwiese. Egal welcher Teil. Familienfeste brachte er immer bei uns. Außerdem hatte er mit wahrscheinlich allen Frauen und Männern unter 50 in Ostberlin geschlafen und gab die Geschichten bei uns gerne zum Besten. Für mich war er eine Art großer Bruder. Er passte prima in die Familie. Auf der Party war die Stimmung umgeschlagen. Alle wollten raus. Völlig planlos brachen wir zum nächstbesten Grenzübergang auf. Als wir die Bornholmer Straße erreichten, sprang die Euphorie der Stunde endlich auch auf mich über. Hier war es unmöglich, sich der Freude und Verwirrung zu entziehen. In allen Köpfen hämmerte es. Haben sie wirklich die Mauer aufgemacht? Ich spürte plötzlich, inmitten der vielen aufgelösten Menschen, dass ich diesen Moment niemals wieder vergessen würde, dass sich mein Leben gerade in einer Weise änderte, die ich noch nicht übersah.

weiß ich nicht, was los war. Ich hatte die Information verstanden, aber sie löste nichts aus. Auch als meine Freunde zurückkamen und sofort auf die Neuigkeit reagierten, passierte bei mir nichts. The person you have called is temporarily not available. Wir fuhren zurück auf die Party. Die anderen tanzten ausgelassen nach Marius Müller-Westernhagen. Sie hatten noch keine Ahnung. Erst als jetzt die Aufregung um sich griff, dämmerte es mir allmählich. Meine Synapsen begannen wieder zu arbeiten. Die Mauer war offen ... Das war das Ende. Montagsdemos, Neues Forum, Friedenswachen, alles umsonst. Kein reformierter Sozialismus. Die Mauer war gefallen und der Weg zu Aldi offen. Das war viel zu früh, das bedeutete Wiedervereinigung. Und die passte nicht in meinen Plan. Ich glaubte tapfer an eine eigenständige DDR. Der Gedanke an ein Deutschland war mir fremd. Ich hatte zu Hause gelernt, dass die DDR, trotz Stalinismus und Volksverdummung, von den Grundlagen her der bessere deutsche Staat sei. Es wäre unsere Aufgabe, ihn zu reformieren und auf den richtigen Weg zu bringen. Darum blieben wir hier, das war der Grund, warum wir nicht in den Westen gingen. Ich habe jeden meiner Staatsbürgerkundelehrer für blöd erklärt, aber tief im Herzen war ich vermutlich genauso überzeugt wie sie. Offenbar hatte ich meine Wahrnehmung des Öfteren nicht ganz unter Kontrolle.

85 Je näher wir dem eigentlichen Übergang kamen, desto größer wurde das Gedränge. Es ging kaum noch vorwärts. Kein Wunder, es kannte ja keiner den Weg. Als wir endlich an den Grenzanlagen waren, bemerkte ich, dass ich meine Freunde verloren hatte. Ich stand ganz allein im Dunkel der Menschenmassen. Und dann passierte ein Wunder. Etwas anderes kann es nicht gewesen sein. Ich hörte, wie jemand meinen Namen rief. Eine vertraute Stimme. Ich wandte meinen Kopf und sah auf die andere Seite des Zaunes. Da stand er, der einzige Mensch, den ich in Westberlin kannte: Pierre. Er streckte mir seine Hände durch das Gitter entgegen und strahlte mich an. Komm, rief er, komm schnell hier rüber. Wild entschlossen kletterte ich über den Zaun. Wir fielen uns glücklich in die Arme. Pierre stopfte mich sofort ins nächste Taxi und fuhr mit mir nach Kreuzberg. Alles, was ich von Westberlin kannte, waren die U-Bahnhöfe. Jedenfalls einige. Weil das Musical »Linie 1« einen gewissen sozialkritischen Touch hatte, war es auch in den DDR-Kinos gelaufen. Man wusste ja nie, jede Feindkritik konnte nützlich sein. Ich hatte den Film bestimmt fünfmal gesehen. Jetzt war es Nacht und im Schummerlicht erkannte ich die Namen wieder: Möckernbrücke, Hallesches Tor, Prinzenstraße, Gleisdreieck. Es gab sie wirklich. Irgendwo hielt das Taxi, und wir stiegen aus. Pierre bestand darauf, mit mir einen Döner zu essen und dann einen Spaziergang durch SO 36 zu machen. Ich war

sehr verschüchtert. Das Stürmen der Mauer war das eine – der Oranienplatz etwas ganz anderes. Ich glaube, ich stand unter Schock. Es war alles so unwirklich. Ich kann mich nur noch erinnern, dass wir ständig versuchten, meinen Vater telefonisch zu erreichen und es mir jedes Mal verschwenderisch vorkam, das kostbare Westgeld einfach so in einen Münzautomaten zu schmeißen.

Langsam wurde ich müde. Wir gingen in Pierres Lieblingskneipe. Er zeigte auf die Bar und sagte: Such dir aus, was du trinken willst.

Ich fixierte die bunten Flaschen. Das war nicht zu fassen. Hier gab es alles. Sogar die Sachen aus dem Westfernsehen. Ein Universum an Möglichkeiten tat sich auf. Ich konnte alles haben. Ich musste es nur sagen. Es war wie Weihnachten.

Hier an diesem Tresen offenbarte sich, dass auch ich ein ganz normales DDR-Kind war. Nicht die Stasi allein, auch die Mangelwirtschaft hatte meine Kindheit geprägt. In dieser Hinsicht war ich nicht besser und nicht schlechter als die anderen dran. Auch ich war es gewohnt, dass es die meisten Dinge nur selten, vieles nur zu bestimmten Zeiten und manches eben gar nicht gab. Auch ich hatte ein Defizit aufzuholen. – Und ich tat es. In aller Unschuld bestellte ich einen Bananensaft.

Nie wieder hat er mir so gut geschmeckt wie in dieser Nacht in Kreuzberg. Es gibt einen alten DDR-Witz, bei dem die Antwort auf die Frage, warum ist die Ba-

nane krumm, lautet: weil sie einen Bogen um die DDR macht. Daran musste ich in diesem Moment denken. Ich hatte die Banane ausgetrickst.

Am nächsten Morgen fuhr ich vom Kottbusser Tor zur Schule. Ich sah zum ersten Mal den Bahnhof Friedrichstraße von der anderen Seite und war erschüttert. Als ich erkannte, dass sich hinter dem kleinen S-Bahnsteig mit der schmalen Eingangshalle in Wirklichkeit ein dreistöckiger Bahnhof verbarg, in dem unterirdisch U-Bahnen und S-Bahnen fuhrten, riesige Zollanlagen standen und ein halbes Kaufhaus untergebracht war, verstand ich erst, was die Mauer Berlin angetan hatte.

Mit einer Mischung aus Stolz, Angst und Håme zeigte ich dem Grenzer meinen DDR-Ausweis und kehrte dahin zurück, wo ich hingehörte. In den bananenfreien Osten.